Gemeinnütziges Volksblatt.

Februar 1800.

I. Gesetze in Ansehung der Herrschaften und des Gesindes.

Kinder können ohne Einwilligung des Vaters oder Vormundes, und Frauen nicht ohne Einwilligung der Ehemänner sich vermiethen. Dienstboten, die schon gedient haben, müssen die rechtmäßige Verlassung der vorigen Herrschaft nachweisen; die noch nicht gedient haben, müssen einen Erlaubnißschein von der Obrigkeit haben. Nimmt jemand mit Versäumung dieser Vorschriften ein Gesinde an, so ist der Miethskontrakt ungültig, und er hat eine Geldstrafe von Einem bis zehn Thalern an die Armenkasse verwirkt.

Das Miethsgeld wird entweder durch besondere Gesetze, oder durch ein Uebereinkommen beyder Theile bestimmt. Vermiethet sich ein Dienstbote bey mehrern Herrschaften zugleich, so muß er bey der ersten anziehen, und den Betrag des von den folgenden Herrschaften genommenen Miethsgeldes zur Armenkasse entrichten, und die Herrschaft, welche nachstehen muß, entschädigen.

Lohn und Kostgeld, welches besondere Gesetze bestimmen, darf nicht überschritten werden; ist keine gesetzliche Bestimmung da, so hängt beydes von dem getroffenen Uebereinkommen ab. Ist keine Dienstzeit verabredet, so wird die Miethe in der Stadt auf ein Viertel-, auf dem Lande auf ein ganzes Jahr als geschlossen angenommen.

Die Herrschaft kann das Miethsgeld zurückgeben, wenn das Gesinde zuerst sich weigert, den Dienst anzutreten, oder wenn sie solche Gründe hat, die sie auch berechtigen, das Gesinde vor Ablauf der Dienstzeit zu entlassen. Will sich eine Magd verheirathen, so muß sie eine andere taugliche Person an ihre Stelle schaffen; kann sie es nicht, so muß sie in der Stadt auf ein Vierteljahr, und auf dem Lande ein halbes Jahr den Dienst antreten.

Das Gesinde muß alle häuslichen Arbeiten nach dem Willen der Herrschaft thun; es muß seine Dienste treu, fleißig und ordentlich verrichten, und sie allen Personen der Familie leisten; es muß mit den Sachen der Herrschaft wirthschaftlich umgehen, und die anvertrauten Gelder treulich verwenden; es muß das Beste der Herrschaft befördern und ihren Schaden möglichst verhüten; es muß bemerkte Untreue des Nebengesindes anzeigen; es muß ohne Vorwissen der Herrschaft nicht ausgehen, und ihre Befehle und Verweise mit Ehrerbietung und Bescheidenheit annehmen.

Gesinde, das zu gewissen Verrichtungen angenommen ist, muß auch andere Verrichtungen übernehmen, wenn das dazu bestimmte Nebengesinde durch Krankheit oder sonst daran verhindert wird.

Der Dienstbote ist auch wegen geringer Versehen zum Schadenersatz verpflichtet, wenn er

wider

wider ausdrücklichen Befehl der Herrschaft gehandelt hat. Reizt er die Herrschaft durch ungebührliches Betragen zum Zorn, und wird von ihr mit Scheltworten oder geringen Thälichkeiten behandelt, so kann er keine Genugthuung fordern. Nur in dem Fall, wenn die Herrschaft ihn so mißhandelt, daß es seinem Leben oder seiner Gesundheit gefährlich wird, darf er sich ihr thätig widersetzen.

Die Herrschaft muß dem Gesinde Lohn und versprochene Kost zur Sättigung geben; ihm nicht schwerere Dienste anmuthen, als es nach seinen Kräften bestreiten kann; die nöthige Zeit zur Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes lassen, und für die Kur und Verpflegung des im Dienste krankgewordenen Gesindes sorgen. Hat sie den Dienstboten durch grobe Mißhandlung beschädigt, so ist sie ihm Schadloshaltung schuldig, auch Genugthuung für Beschimpfungen und üble Nachreden, die sein künftiges Fortkommen erschweren.

Die Aufkündigung des Dienstes muß in gehöriger Frist nach den Gesetzen oder Gewohnheiten eines jeden Orts geschehen. Ist keine Aufkündigung geschehen, so wird der Kontrakt in Städten auf ein Vierteljahr, und auf dem Lande auf ein ganzes Jahr als verlängert angesehen.

Die Herrschaft kann das Gesinde auf der Stelle entlassen, wenn es sie durch Thälichkeiten und Schimpfworte beleidigt; sich beharrlichen Ungehorsam und Widerspänstigkeit zu Schulden kommen läßt; sich den bestellten Aufsehern widersetzt; die Kinder zum Bösen verleitet; sich des Diebstahls und der Veruntreuung schuldig macht; auf der Herrschaft Namen borgt; ohne ihr Vorwissen über Nacht aus dem Hause bleibt; mit Feuer und Licht unvorsichtig umgehet; sich durch liederliche Aufführung

rung häßliche Krankheiten zuziehet; wenn ein Dienstbote länger als acht Tage gefänglich eingezogen wird; wenn eine Magd schwanger wird, wo die Entlassung doch nicht eher geschehen kann, als bis die Obrigkeit auf geschehene Anzeige die gesetzmäßige Anstalt getroffen hat.

Vor Ablauf der Dienstzeit, doch nach vorhergegangener Aufkündigung, kann die Herrschaft das Gesinde entlassen, wenn es die nöthige Geschicklichkeit zu seinen Geschäften nicht hat; wenn es ohne Erlaubniß der Herrschaft ausläuft und den Dienst vernachlässigt; wenn es dem Trunke, oder Spiele ergeben und zanksüchtig ist; wenn die Vermögensumstände der Herrschaft so abnehmen, daß sie es nicht mehr halten kann.

Das Gesinde kann den Dienst ohne Aufkündigung verlassen, wenn es durch Mißhandlung der Herrschaft in Gefahr der Gesundheit geräth; wenn es mit ausschweifender Härte behandelt wird; wenn die Herrschaft es zu unerlaubten Handlungen verleiten will; wenn sie es vor unerlaubten Zumuthungen gegen Personen der Familie nicht schützt; wenn sie ihm die nothdürftige Kost versagt; wenn sie ihren Wohnsitz an einen andern Ort verlegt, und den Dienstboten nicht auf ihre Kosten zurückschicken will; wenn das Gesinde durch schwere Krankheit zur Fortsetzung des Dienstes unvermögend wird.

Das Gesinde kann auch vor Ablauf der Dienstzeit, doch nach vorgängiger Aufkündigung, den Dienst verlassen, wenn die Herrschaft ihm den Lohn schuldig bleibt; das Gesinde einer öffentlichen Beschimpfung aussetzt; wenn das Gesinde zu einer Heirath oder sonst zu einer Wirthschaft vortheilhafte Gelegenheit erhält; wenn die Eltern es wegen vorge-

gefallener Veränderung ihrer Umstände nicht entbehren können.

Das abziehende Gesinde muß alles, was ihm zum Gebrauch in seinen Geschäften anvertrauet worden, richtig abliefern und den daran durch seine Schuld entstandenen Schaden ersetzen. Die Herrschaft muß dem Gesinde ein schriftliches der Wahrheit gemäßes Zeugniß ertheilen; giebt sie ein falsches Zeugniß, so muß sie allen einem Dritten daraus entstehenden Schaden ersetzen und fünf Thaler Strafe zur Armenkasse erlegen.

II. Von der richtigen Benutzung der Angerweiden.

Unter allen Gattungen von Hütungsplätzen hat die Angerweide einen großen Vorzug. Sie erzeuget nicht allein ein gesundes und nahrhaftes Gras, sondern schickt sich auch für alle Vieharten ohne Unterschied. Pferde, Ochsen, Kühe, das junge Rindvieh und die Schafe finden darauf eine ihrer Natur anpassende Nahrung. Einem Dorfe, das eine ausgebreitete Angerhütung hat, wird es niemals an zureichendem Sommerfutter für sein Vieh fehlen, sondern es kann solches jederzeit in einem nutzbaren Zustande erhalten werden. Dem Zugviehe giebt das Angergras die nöthigen Kräfte zu seinen Arbeiten; die melkenden Kühe werden dadurch in den milchreichsten Zustand gesetzt; das Wachsthum des jungen Viehes wird dadurch merklich befördert, und bey den Schafen geben die Anger nicht nur eine gute Fettweide für die Hammel, sondern sie sind auch für die Zuchtschafe, nachdem sie vorher von dem

Rindviehe behütet worden, zu allen Zeiten unschädlich.

Hat aber je ein Hütungsplatz eine vernünftige und richtige Eintheilung nöthig, so ist es eine solche Angerweide. Man trifft auf derselben niemals ein hohes, sondern nur ein kurzes, dicht in einander laufendes, aber saftvolles Gras an. Es ist daher höchst nöthig, daß solches von Zeit zu Zeit geschont, und dem Grunde genugsame Zeit gegönnet werde, wieder frisches Gras hervortreiben zu können. Wird diese Ordnung nicht beobachtet, sondern der ganze Anger überbreit von allen Vieharten behütet, so wird er gar bald von allem Grase entblößt werden, und der Viehstand bey der besten Weide Gefahr laufen, Mangel an Nahrung zu leiden. Hat man aber die Vorsicht gebraucht, dergleichen Anger in gewisse Schläge einzutheilen, und solche in gehöriger Ordnung behüten lassen, so wird man niemals in diese Verlegenheit gerathen. Die Sache ist von Wichtigkeit, und hat in die Wohlfahrt einer Dorfgemeine einen großen Einfluß. Um desto mehr muß man sich wundern, daß man diese ganz natürliche Einrichtung an den meisten Orten nicht antrifft, sondern daß noch immer die schönsten Anger überbreit behütet werden, und daß man sich dadurch die Weide muthwillig verkürzt; denn es ist gewiß, daß auf einer Angerhütung, die überbreit geschiehet, nicht halb so viel Vieh gehalten werden kann, als wenn sie gehörig eingetheilt ist.

Man nehme einen Hütungsanger an, der fünfhundert magdeburgische Morgen enthält, und der zur Sommernahrung für 150 Stück Rindvieh und 800 Schafe hinreichend seyn soll. Hier würde folgende Hütungsordnung zu beobachten seyn. Zuvörderst theile man den Anger in drey gleiche Schläge.

ge. Da aber einige Gegenden des Angers weniger grasreich sind als andere, und es hier nicht auf die Größe der Oberfläche, sondern auf die Menge des darauf wachsenden Grases ankommt; so muß man den auf die schlechte Gegend treffenden Schlag größer einrichten, als die beyden andern. Man giebt ihm z. B. 180 oder 200 und den andern nur 160 oder 150 Morgen; so wird das Vieh in allen, obgleich in Ansehung ihrer Größe verschiedenen, Schlägen gleich viel Gras haben.

Liegt der ganze Anger in einem Strich beysammen, so muß jeder Schlag besonders abgehegt und dadurch das Ueberlaufen des Viehes verhütet werden. An solchen Orten, wo Holzmangel ist, kann die Einhegung vermittelst eines Grabens geschehen; sollte aber dabey zu befürchten seyn, daß der Anger dadurch die zum Graswuchs benöthigte Feuchtigkeit verlieren möchte, so muß das Einhegen auf andere Art geschehen. An Orten, wo es viele Feldsteine giebt, kann man eine schwache in Moos gelegte Mauer davon aufführen, den ersten Anlauf des Viehes abzuhalten; man kann auch nur durch Aussetzung großer Steine die Grenze einer jeden Koppel genugsam bezeichnen. Solche kennbare Zeichen werden für aufmerksame Hirten schon hinreichend seyn, die zu behütenden Schläge zu unterscheiden, und das Vieh von den zu schonenden abzuhalten.

Die Behütung dieser Schläge müßte hernach, in Ansehung der verschiedenen Vieharten, auf nachstehende Weise festgesetzt werden. Zur Hütung einer jeden Koppel wären für jede Viehart vierzehn Tage zu bestimmen, so daß mit den Schafen eine Koppel eher betrieben würde, als bis solche vorher von dem Rindviehe ausgehütet worden. Dieses und die Pferde machen also mit der Koppel Num. I.

den Anfang und schreiten nach vierzehn Tagen zur zweyten und nach abermaligen vierzehn Tagen zur dritten Koppel. So lange das große Vieh auf Num. I. ist, gehen die Schafe auf die Brachweide. Sobald das große Vieh auf Num. II. kommt, wird den Schafen Num. I. freygegeben, und so folgen sie dem großen Viehe auf Num. II. und III. Hieraus ergiebt sich, daß bey dieser Einrichtung eine jede Koppel vierzehn Tage gewinnt, sich wieder mit frischem Grase zu belegen, und daß folglich das sämmtliche Vieh den ganzen Sommer hindurch alle vierzehn Tage frisches Gras bekommt

Man wird einwenden, daß diese Wiederbegrasung der Angerweide zwar im Frühjahre und in den ersten Sommermonaten zu erwarten sey, aber nicht gegen den Herbst, wo sich die Wirkungen des Erdreichs in allen Fällen weit schwächer zeigen. Hiergegen muß man aber auch in Betracht ziehen, daß alsdann die Stoppelhütung zu Hülfe kommt. Hält die Winter- und Sommerstoppelweide nur vier Wochen gegen, so hat die Angerweide Zeit genug, sich wieder zu belegen. Ueberhaupt fehlt es gegen das Ende des Sommers dem Viehe nicht an Nahrung, da ihm auch die abgebrachten Wiesen offen stehen.

III. Gute schwarze Dinte zu machen.

Man nehme drey Loth grünen Vitriol, neun Loth Galläpfel und ein Loth arabisch Gummi, stoße alles zu Pulver, übergieße es mit Fluß- oder Regenwasser, in einem Gefäß von Glas oder Steinzeug, und stelle es an die Sonne oder auf den warmen Ofen. In vier und zwanzig Stunden ist sie

fertig.

Man läßt sie auf dem Satze stehen und rühret sie bisweilen mit einem Eisen um. Auch ist es gut, wenn man manchmal einige Stückchen Galläpfel hineinwirft, auch etwas Salz, um den Schimmel zu verhüten. Hat man die Dinte nach und nach abgegossen, so kann man sie nochmals mit Wasser auffüllen und öfters umrühren. Je weniger man Eisenvitriol nimmt, desto blasser ist anfangs die Dinte, sie wird aber nach und nach um so viel schwärzer und dauerhafter.

Eine dauerhafte glänzende schwarze Dinte. Man koche ein Pfund Spähne von Blauholz eine halbe Stunde lang in einem Quart weichen Wassers, gieße das Flüssige von den Spähnen kochendheiß auf ein Pfund pulverisirte Galläpfel, wozu man zwey Unzen Granatäpfelschalen gethan hat. Nachdem man alles mit einem Holze gut unter einander gemischt hat, setzt man es an die Sonne, oder auf den Ofen, läßt es drey Tage stehen und rührt es bisweilen um. Sodann setze man ein halb Pfund pulverisirten grünen Vitriol hinzu, lasse die Dinte, indem man sie öfters umrührt, noch vier bis fünf Tage stehen. Darauf löse man vier Unzen arabisch Gummi in ein Quart kochenden Wassers auf, und schütte es noch hinzu. Wenn sich die Dinte vollkommen gesetzt hat, seihet man sie durch ein leinen Tuch, und hebt sie in einer wohl verstopften Bouteille auf.

Soll die Dinte mehr glänzen, so nimmt man noch mehr Granatäpfelschalen. Um sie vor dem Schimmel zu verwahren, kann man ein halb Nößel Weingeist hinzu gießen. Diese Dinte ist vollkommen schwarz und dauerhaft, man muß aber sich vorsehen, daß man die Wäsche nicht damit

befleckt, weil die Flecken nicht so, wie von anderer Dinte, heraus zu bringen sind.

IV. Mittel bey Verrenkung und Quetschung der Pferde.

Man nehme Spirit. Vini rectificatiſſ. 4 Unzen, Spirit. terebinth. 2 Unzen, Kampher ½ Unze. Mit dieſer Miſchung wird die Verrenkung oder Quetſchung wohl gewaſchen und eingerieben; ſie muß aber vor dem Gebrauch gut umgeſchüttelt werden, weil der Spiritus ſonſt nicht ſeine gehörige Wirkung thut.

V. Vom Winde.

H. Sie haben uns, lieber Herr Redlich, in unſern bisherigen Unterredungen über die feurigen Luftbegebenheiten ſo gut belehrt, daß wir wünſchen, auch in Anſehung der übrigen Lufterſcheinungen gleichen Unterricht von Ihnen zu erhalten.

R. Eure Wißbegierde, meine Freunde, macht mir viel Freude, und mit Vergnügen will ich, ſo gut ich nur kann, euern Wunſch erfüllen. Heute wollen wir uns über den Wind unterreden, der eine von den häufigſten Lufterſcheinungen iſt.

H. Das iſt mir lieb. Ich habe ſchon oft gewünſcht, die Urſachen des Windes und die Art, wie er entſtehet, zu wiſſen.

K. Das wird uns Herr Redlich wohl nicht ſagen können, denn in der Bibel ſteht ja deutlich, daß wir wohl das Sauſen des Windes hören, daß

wir

wir aber nicht wissen, von wannen er kommt und wohin er fähret.

R. Freylich können wir nicht in jedem einzelnen Falle, wenn der Wind wehet, die Art und Weise, wie er jedesmal entstehet, bestimmen; aber wir können doch überhaupt manche Ursachen angeben, welche einen Wind hervorbringen können. Ehe ich euch diese sage, muß ich euch zuvor mit einigen Eigenschaften der Luft bekannt machen. Ihr wißt doch, daß der Wind nichts anders, als eine anhaltende merkliche Bewegung der Luft ist?

K. Das fühlen wir ja an unserm Körper und sehen es an der Bewegung der Bäume und ihrer Blätter und Zweige.

R. Die Luft ist ein Körper, der überall unsern Erdboden umgiebt, dessen Theile so fein sind, daß wir sie nicht sehen können, und daß sie in die Zwischenräume aller lockern Körper, z. B. des Holzes, des Wassers eindringt. Sie hat eine merkliche Schwere, welches wir aus ihrem Druck annehmen können.

K. Das müßten wir doch wohl fühlen, wenn die Luft so schwer wäre, daß sie drücken könnte.

R. Daß die Luft drücken kann, will ich euch gleich zeigen. Seht hier! ich lege ein Blatt Papier auf ein Glas voll Wasser, drücke es fest an und kehre das Glas um, nun ziehe ich die Hand weg, das Papier bleibt am Glase und es läuft kein Wasser heraus. Ihr könnt euch hier keine andere Ursache denken, als daß die Luft das Papier so fest an das Glas drückt.

K. Das ist doch wunderbar. Aber warum fühlen wir denn den Druck der Luft nicht?

R. Es drückt allerdings eine sehr große Last auf unsern Körper, aber wir können diesen Druck

nicht empfinden, weil nicht nur die Luft uns auf allen Seiten umgiebt, sondern auch unser Körper in allen seinen Theilen eine Menge Luft enthält, welche der äußeren Luft entgegen drückt. Eine andere Eigenschaft der Luft ist diese, daß sie sich in einen engen Raum zusammen pressen läßt, sich aber gleich wieder ausdehnt und den vorigen Raum erfüllet, sobald der Druck nachläßt, und diese Eigenschaft nennt man die Elasticität oder Federkraft der Luft.

N. Können sie uns das nicht auch zeigen?

R. Ihr könnt euch davon selbst überzeugen, wenn ihr eine feuchte Schweinsblase aufblaset und sie hernach zusammen drückt, so dehnt sie sich wieder aus, sobald ihr mit dem Druck nachlasset.

H. Das ist wohl die Ursache, warum man mit der Windbüchse, ohne Pulver, eine Kugel so gut abschießen kann, als aus einer Flinte mit Pulver?

R. Allerdings! In der Windbüchse wird die Luft erst zusammen gedrückt, die, wenn man die Büchse abschießt, sich plötzlich wieder ausdehnt und die Kugel mit fortführt. Diese Elasticität der Luft wird durch die Wärme sehr vermehrt. Blaset ein wenig Luft in eine feuchte Schweinsblase und erwärmet sie; so dehnt sie sich aus, fällt aber wieder zusammen, wenn sie erkaltet.

K. Was Sie von den Eigenschaften der Luft gesagt haben, habe ich so ziemlich begriffen, aber wie werden Sie uns nun die Entstehung des Windes daraus erklären.

R. Die Luft ist allenthalben um den Erdboden gleich ausgetheilt. Wenn ihre neben einander liegenden Theile im Gleichgewicht stehen, so ist sie ruhig; wird aber das Gleichgewicht aufgehoben, so

muß

muß eine Bewegung der Luft oder ein Wind entstehen.

H. Wodurch wird aber dies Gleichgewicht aufgehoben?

R. Dies kann geschehen durch die Wärme. Wird die Luft in einer Gegend erwärmt, so wird sie dadurch ausgedehnt; die stärker ausgedehnte Luft drückt auf die kältere, wodurch diese in Bewegung gesetzt wird. Hieraus könnt ihr begreifen, warum bey einer großen Feuersbrunst, wenn es gleich anfänglich ganz windstille ist, sich dennoch bald ein Wind einfindet.

H. Hier muß freylich die Luft über und neben dem Feuer durch die große Hitze stark ausgedehnt werden.

R. Ferner kann das Gleichgewicht der Luft aufgehoben werden und ein Wind entstehen, wenn die Luft zusammen gedrückt wird. Dadurch wird ihre Elasticität verstärkt, sie dehnt sich daher aus und dringt dahin, wo sie den geringsten Widerstand findet. Ihr habt doch wohl oft gesehen, daß man mit einem Blasebalge Wind machen kann. Das läßt sich aus dem, was ich jetzt gesagt habe, erklären. Indem man den Blasebalg aufthut, wird die Luft in demselben verdünnet, und die äußere Luft dringt hinein: thut man ihn wieder zusammen, so wird die Luft darin zusammen gedrückt und also dichter als die äußere Luft; sie dehnt sich daher aus und fährt zum Blasebalge heraus. Weiter kann ein Wind entstehen durch die verminderte Schwere der Luft. Wenn sich die Dünste in Wolken zusammenziehen und diese sich herabsenken, so wird die obere Luft leichter und kann nicht mehr mit der umstehenden im Gleichgewicht bleiben. Wir finden daher oft, daß es in der obern Luft windig

ist,

ist, wenn es unten still ist, und daß die Winde in der obern Luft denen in der untern entgegen sind, welches wir aus der Bewegung der Wolken sehen können. Es kann aber auch durch die vermehrte Schwere der Luft ein Wind entstehen. Die Schwere der Luft wird in einer Gegend die Ursache, warum im Frühlinge, wenn der Schnee und das Eis aufthauet, und die Luft mit vielen Dünsten erfüllt wird, sehr viele Winde entstehen.

N. Woher kommt es denn, daß die Winde bald kalt, bald warm, bald feucht, bald trocken sind?

R. Die Winde sind kalt oder warm, nachdem sie ein kaltes oder warmes Land durchstrichen haben. Die Nord- und Ostwinde sind bey uns kalt; jene weil der Wind aus den gegen Norden gelegenen mit Eis und Schnee bedeckten Ländern bläset; diese weil er über große Gebirge kommt, die mit Eis und Schnee bedeckt sind. Hingegen sind die Südwinde allezeit warm, weil sie die Luft aus warmen Ländern zu uns bringen. Im Sommer, wenn wir sehr erhitzt sind, scheint uns jeder Wind kühle zu seyn, weil er die um uns befindliche warme Luft wegtreibt, und uns frische durch unsere Ausdünstungen noch nicht erwärmte Luft zuführet. Die West- Nordwest- und Südwestwinde sind feucht und bringen mehrentheils Regen, weil sie über große Meere herkommen und viele wässerichte Dünste mitbringen; hingegen ist der Ostwind trocken, weil er über lauter Länder wehet, ehe er zu uns kommt, und also nicht so viel feuchte Dünste mitbringen kann.

H. Ich habe neulich einmal in der Stadt eine Zeitung lesen hören, wo geschrieben wurde, daß in einem Lande ein Orkan gewesen sey, der erschrecklichen

chen Schaden angerichtet habe. Sagen Sie mir doch, was sind denn Orkane?

R. Die Winde sind der Stärke nach sehr verschieden, und je geschwinder die Luft bewegt wird, desto stärker ist der Wind. Bey gewöhnlichen Winden ist die Bewegung der Luft mäßig, und diese durchlaufen in einer Minute etwa 200 Schritte, dagegen die Sturmwinde in einer Minute 1800 bis 2000 Schritte durchlaufen. Bisweilen blasen zwey heftige Winde einander gerade entgegen: alsdann wird an dem Orte, wo sie zusammen stoßen, der Staub und leichte Körperchen in die Höhe getrieben und mit der Luft im Kreise bewegt und dergleichen Winde nennt man Wirbelwinde. Orkane sind die heftigsten Sturmwinde, und gemeiniglich von Wirbelwinden begleitet, da sie denn das fürchterlichste Schauspiel machen. Die Winde stoßen mit großem Geheule gegen einander, sie treiben die schwersten Körper in die Höhe, reißen die größten Bäume aus und zersplittern die festesten Eichen, reißen Häuser um, werfen die dauerhaftesten Paläste zu Boden, erschüttern den Grund der Erde, und verwandeln ganze fruchtbare Landschaften in klägliche Wüsteneyen. Bey uns ereignen sich Gott Lob! dergleichen Orkane nicht, aber in andern Weltgegenden sind sie sehr häufig.

N. Wir haben aber doch bisweilen sehr heftige Stürme, die großen Schaden anrichten.

K. O ja! ich denke noch oft an die beyden Stürme, die wir vor einigen Jahren kurz nach einander hatten. In unserm Dorfe wurden fast alle Dächer abgedeckt, anderswo wurden gar Häuser und Scheunen umgeworfen, und wie viele tausend Bäume wurden nicht in Gärten und Wäldern zerbrochen oder mit der Wurzel aus der Erde gerissen.

Aber

Aber warum mag Gott es zugeben, daß so viele Schrecken und Zerrüttungen durch die Winde angerichtet werden?

R. Wie können wir es wagen, den Allweisen in seiner Regierung zu beurtheilen? Wir müssen vielmehr mit ehrerbietigem Stillschweigen seine Wege betrachten. Laß es seyn, daß Stürme und Wirbelwinde große Verwüstungen anrichten, Schiffe in den Grund versenken, Gebäude niederstürzen und Vieh und Menschen verderben; sind wir deswegen berechtigt, die Regierung Gottes zu tadeln? Wenn wir den Schaden, den die Winde anrichten, berechnen, so müssen wir auch den Vortheilen nachdenken, die sie uns bringen, und welche gewiß den Schaden weit überwiegen.

K. Was können denn das wohl für große Vortheile seyn?

R. Die Winde reinigen die Luft von schädlichen Dünsten; es ist daher die Wirkung einer besondern Vorsehung, daß gemeiniglich im Frühjahre häufige Stürme entstehen. Die lauen Lüfte öffnen im Frühlinge die Erde, welche den Winter hindurch verschlossen war. Die Luft, die vorher durch den Frost gereinigt war, wird mit wässerichten und schädlichen Dünsten angefüllt, und es würden bald Pest und Seuchen Menschen und Thiere aufreiben, wenn sie nicht durch die Stürme gereinigt würde. Durch diese werden die stehenden Dünste in Bewegung gesetzt, auch viele Dünste von ganz verschiedener Art mit einander vermischt, welche alle die Gesundheit der Menschen und die Fruchtbarkeit des Erdbodens befördern. Aus eben der Ursache haben wir im Herbste so viele Winde und Stürme. Wie viele ungesunde Nebel, wie viele regenhafte, trübe Tage bringt diese Jahreszeit nicht mit sich! Und da

ist

ist es ein wesentlicher Vortheil der Stürme, daß sie diese überhäufte Menge von Dünsten zertheilen und vertreiben. Ferner, zwey Drittel von der Oberfläche des Erdbodens sind mit Meeren von stehenden Wassern bedeckt. Diese würden bald durch die bloße Ruhe in Fäulniß gehen, welche dadurch vermehrt werden würde, daß in den Meeren so viele Millionen thierischer Körper und Gewächse verfaulen, oder ihre Auswürfe zurücklassen und sie verunreinigen. Die Stürme müssen also das Meer zum öftern in Bewegung setzen und es vor der Fäulniß bewahren. Wie groß ist also der Nutzen, den sie auf diese Weise den Menschen und so vielen Millionen belebter Geschöpfe erzeigen. Ein anderer großer Nutzen der Winde ist, daß sie im Sommer die Hitze und im Winter die Kälte mäßigen. Wie würden wir unsere Erndten, die gerade in die heißeste Jahreszeit fallen, vollbringen können, wenn die gewaltige Hitze nicht durch kühle Winde gemäßigt würde.

H. Hier fallen mir unsere Windmühlen ein, die uns gewiß große Vortheile verschaffen. Wo würden wir auf den Dörfern unser Korn gemahlen bekommen? Mit welcher Beschwerde würden wir es meilenweit zu den Wassermühlen bringen müssen, und diese würden auch nicht alles fördern können.

R. Wir müssen auch nicht den großen Nutzen der Winde vergessen, daß sie die Schifffahrt befördern. Ein paar Menschen bringen mit Hülfe des Windes zu Wasser eine Last fort, welche fünf und zwanzig Menschen mit hundert Pferden zu Lande nicht fortbringen könnten. Die Seeschiffe werden durch die Winde beflügelt, daß diese mit den Schätzen der andern Welttheile angefüllten großen schwimmenden Häuser in vier und zwanzig Stun-

den oft über funfzig Meilen zurücklegen. Müssen wir nun nicht gestehen, daß auch die Stürme Wohlthaten Gottes sind, daß Gott alles weislich angeordnet hat, und daß es am rathsamsten für uns ist, mit der Einrichtung der Welt, so wie sie ist, zufrieden zu seyn? Wie beruhigend ist die Ueberzeugung, daß die ganze Einrichtung der Natur auf das allgemeine Wohl aller Geschöpfe abziele, daß die Uebel in der Welt durch unzählige Wohlthaten vergolten werden, und daß selbst die Mittel, deren sich die Vorsehung zu unserer Züchtigung bedient, an sich unentbehrliche Güter und Wohlthaten sind, deren überwiegender Nutzen den kleinen Schaden reichlich ersetzt, den sie in einzelnen Fällen verursachen.

VI. Lied eines Bauermädchens.

Ich bin ein Bauermädchen,
Und liebe meinen Stand,
Und bin von meinem Städchen
Nie nach Berlin gerannt.
Sein Glanz soll mich nicht rühren,
So viel er Reiz auch hat;
Die Unschuld nur verlieren
Kann man in dieser Stadt.

Sich dorten zu vermiethen
Eilt manche Dirne hin;
Ja, schön werd ich mich hüten!
Verlust ist nicht Gewinn.
Zwar giebts dort seidne Kleider;
Doch für den Firlefanz —
Was opfern sie? Ach leider!
O Unschuld, deinen Kranz.

Und

Und kommt dann eine wieder,
Wie blaß ist ihr Gesicht!
Wie trocken alle Glieder
Von Schwindsucht und der Gicht!
Was kann sie hier erwerben?
Verachtung nur und Spott:
Verlassen wird sie sterben
Von Menschen und von Gott.

K. W. Meyer.

VIII. Etwas über das Tollwerden der Hunde und dessen wahrscheinliche Ursache.

Wer es jemals gesehen hat, wie ein von einem tollen Hunde gebissener Ochs wüthet, oder welche unaussprechliche Martern ein Mensch ausstehen muß, der auf ähnliche Art verwundet ist, und wer es sich dann lebhaft denkt: dasselbe Unglück — vielleicht das größte, das es giebt, kann auch dir oder den Deinigen leicht begegnen, der segnet im Herzen den Landesvater, der von Zeit zu Zeit die Gesetze erneuert, die Menschen und Vieh vor solchen Gefahren schützen sollen. Ich sage: schützen sollen; denn die Erfahrung lehrt, daß, wenn auch die Gesetze noch so genau befolgt werden, was denn doch nur an den wenigsten Orten geschiehet, sich fast alle Jahre toll gewordene Hunde anfinden. Nach ältern und dem erneuerten Edikt vom 20sten Februar 1797 sollen die Hunde angelegt werden, oder Knüppel am Halse haben, und sich schlechterdings nicht auf den Straßen sehen lassen, theils damit keiner von Hunden gebissen werde, theils damit ein jeder desto genauer und zu allen Zeiten seinen Hund

beobachten könne, um ihn, wenn sich etwa Zeichen vom Tollwerden bey ihm finden, sogleich tödten zu können.

Die Absicht dieser Gesetze ist gewiß vortrefflich, und wenn dadurch die Verbreitung des Tollwerdens wirklich gehindert würde, wie sorgfältig müßte dann über ihre Befolgung gewacht werden. Aber nach meiner und mehrerer andern Erfahrung wird gerade durch genaue Befolgung erwähnter Gesetze das Tollwerden der Hunde befördert. Denn sie werden nicht toll durch große Hitze oder Kälte, durch schlechtes Futter, Mangel an reinem Wasser, und was man sonst als Ursachen angeführt hat. Alles dies ertragen alle Arten von Hunde sehr gut; sonst müßte eine weit größere Menge toll werden, und das niedliche Schooßhündchen der Dame würde ja ganz sicher vor dieser gefährlichen Krankheit seyn, weil dies vor allen den erwähnten Uebeln mit so großer Sorgfalt geschützt wird.

Welches ist also die höchst wahrscheinliche fortwährende Ursach des Tollwerdens der Hunde? Ich antworte, und zwar aus vieljährigen Erfahrungen: es werden zu wenig Hündinnen gehalten, und es können sich daher nicht alle männliche Hunde zur gewöhnlichen Brunstzeit begatten. Von allen übrigen Hausthieren hält man entweder mehrere vom weiblichen Geschlecht, oder das männliche wird kastrirt, — bey Schweinen nimmt man auch dem weiblichen Geschlecht das Fortpflanzungsvermögen — aber bloß von Hunden hält man eine unverhältnißmäßige Anzahl vom männlichen Geschlecht; und doch ist der Trieb sich zu begatten wohl bey keiner Thierart größer, als bey den Hunden. Um eine Hündin buhlen oft zehn und mehrere Hunde, und der stärkste ist jederzeit Sieger in dem hitzigen Kampfe,

pfe; alle die schwächern müssen sich verwundet entfernen. Der immer heftiger werdende Trieb sich zu begatten, der öftere Aerger über den mißlungenen Versuch und so oft abgebissen zu seyn, kann dies alles wohl etwas anders zur Folge haben, als Tollheit? Man sieht ja bey Menschen oft genug daher Manie entstehen, warum nicht viel eher bey den weit hitzigern Hunden? Es läßt sich daher sehr gut erklären, weshalb Hunde, die beständig an der Kette liegen, oder einen schweren Knüppel am Halse tragen, oder einen Ring mit Stacheln haben, am ersten toll werden, wie die Erfahrung mich mehrmals belehrt hat.

Wenn daher ein jeder, der einen Hund hielte, auch eine Hündin von meist gleicher Größe halten, am Tage alle große Hunde anlegen, aber Nachts sie jederzeit loslassen müßte, besonders in der Begattungszeit; keinem Hunde einen Knüppel oder Stachelriem umbinden dürfte; und alle Hunde, welche beißig wären, ohne gereizt worden zu seyn, abzuschaffen Befehl erhielte: so würde vielleicht das Tollwerden der Hunde ganz verhindert, und der Städter und Landmann von vieler Angst und Sorge darüber befreyet werden.

Nebenher würden die mehrern Hündinnen noch besonders nützlich seyn, es den Dieben schwerer zu machen, die Hunde zu besprechen, was ihnen immer aus bekannten Ursachen über die Hündinnen nicht gelingen will.

Schulze,
Prediger zu Schönhagen.

VIII. Ueber die Entstehung und Verhütung der schlimmen Brüste säugender Mütter.

Ueber dieses Uebel hören wir gar zu häufige Klagen. Man erkundigt sich nach dem Befinden einer säugenden Mutter, und man höret die Antwort: es ginge alles sehr gut, wenn sie nur an den Brüsten nicht so viel litte. Ein trauriges Uebel! welche schreckliche Schmerzen muß eine solche Person oft mehrere Wochen lang ausstehen! Was leidet der Säugling dabey, indem er nicht hinreichende, oft verdorbene Nahrung bekommt, und diese sich mit vieler Mühe unter verdoppelten Schmerzen der Mutter verschaffen muß! Wer sollte nicht Mitleiden haben mit dem guten Weibe, das bey seiner würdigsten Beschäftigung, dem angehenden Menschen die erste Nahrung zu reichen, die größte Marter dulden muß, anstatt, nach den Absichten des gütigen Schöpfers, die höchste Wonne, die es so sehr verdient, dabey zu empfinden.

Der Herr Hofrath und Doktor Faust zu Bückeburg hat über die Entstehung der schlimmen Brüste einen lehrreichen Aufsatz im Reichsanzeiger 1799. Num. 139. einrücken lassen, mit dem Wunsche, daß er in mehrere Volksschriften aufgenommen und zum gemeinen Besten bekannt gemacht werde. Er wird daher in diesem gemeinnützigen Volksblatte nicht mit Unrecht einen Platz finden.

Die Erfahrung lehrt, so schreibt der Herr Hofrath, daß, besonders in den Städten, von vier Frauen eine, oft zwey, beym Säugen der Kinder in einer, manchmal in beyden Brüsten, Knoten, Entzündungen und Geschwüre im ersten, selten in einem nachfolgenden Kindbette, bekommen: diese

ge-

gewöhnlich sehr heftige in Eiterung übergehende Entzündungen verursachen der Mutter unsägliche, die Geburtswehen zehnfach übersteigende, Schmerzen. Die nachfolgenden Geschwüre, besonders wenn sie, statt von der Natur die zu rechter Zeit und am rechten Orte bewirkte Oeffnung geduldig zu erwarten, durch das Messer geöffnet und durch das Ausdrücken des Eiters gemißhandelt werden, dauern gewöhnlich acht bis zwölf Wochen; viele Mütter können wegen dieser bösen Brüste ihre Kinder nicht säugen; (ein großes Unglück für Mutter und Kind!) ja manche Mutter wird dadurch für ihr ganzes Leben zum Säugen ungeschickt. Böse Brüste verleiden dem Weibe ihre große Bestimmung Mutter zu werden und zu säugen.

Nicht in Erkältung (die überhaupt uns Aerzten, die wir so vieles wissen sollen und wollen, wie Luft und Witterung so oft zum Nothbehelf dienen muß) sondern im Folgenden scheint mir die Ursach der bösen Brüste zu liegen.

Die Hebammen pflegen den neugebornen Kindern, besonders weiblichen Geschlechts, die Brüste, in welchen sich mehr oder weniger einer molkengrtigen Feuchtigkeit befindet, in der Absicht, das Kind von jeder giftigen Feuchtigkeit zu reinigen und den Mädchen schöne Warzen zu bilden, acht und mehrere Tage lang täglich, mit ihren oft groben und harten Händen so gewaltsam auszudrücken, daß die Kinder durch heftiges Schreyen ihre starken Schmerzen zu erkennen geben. Durch dies wiederholte gewaltsame Ausdrücken wird das Ganze oder ein Theil der in jeder Brust sich befindenden Drüse (die aus vielen Körnern zusammen gesetzt ist, von denen bey säugenden Müttern die Milch abgesondert wird) zerquetscht, verstopft, ungangbar gemacht und ihrer

Molke beraubt *), und anstatt, daß die zarten und weichen Wärzchen der Brüste durch Drücken und Pressen, wie sinnlose Hebammen vorgeben, sollten gebildet werden, werden sie verderbt, zerquetscht, platt und einwärts gedrückt, und das feine Oberhäutchen derselben wird verletzt.

Schwellen der Mutter bey dem Säugen ihres Erstgebornen die Brüste und ihre Drüsen von Blut und Milch stark an, und sind dieser Frau in den ersten Tagen ihres Lebens die Drüsen ihrer Brüste zerdrückt, verhärtet und verstopft: so muß sie nothwendig böse Brüste bekommen; ja sie kann sich glücklich preisen, daß durch das Mutterwerden die beschädigten und ihrer Molke beraubten Drüsen, die vielleicht in den Krebs übergegangen wären, in Eiterung gesetzt und vernichtet werden; daß so viele Frauen fast keine, oder sehr schlechte, breite, platte und häßlich gestaltete Brustwarzen haben, und daß die Warzen so leicht bersten, aufreissen und bey dem Säugen unsägliche Schmerzen verursachen, daran war wohl großentheils jenes Drücken der Brüste und Warzen Schuld.

Erst vor kurzem, da ich beynahe zu gleicher Zeit drey Frauen an bösen Brüsten in der Heilung hatte, kam

*) Unausgedrückt würde diese Molke in den Brüsten gleichsam ausgetrocknet seyn, und sie hätte vielleicht dazu gedient: 1) künftig bey Müttern die Absonderung der Milch, sowohl der Menge, als der Güte nach, zu befördern, und 2) die Brustdrüsen, die nach dem funfzigsten Jahre aufgesogen und aufgelöset werden, besonders bey Frauen, die keine Kinder und keine Milch gehabt haben, und die am leichtesten den Brustkrebs bekommen, aussaugen und auflösen zu helfen. Milchknoten gehen nie in den Krebs über und wahrscheinlich auch keine Brustdrüsen, die ihrer Molke nicht sind beraubt worden.

kam ich auf den Gedanken, daß im Ausdrücken der Brüste der neugebornen Kinder, nicht in Erkältung die Ursach der bösen Brüste liege. Eine dieser Frauen bekam im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft, beym Aufschwellen der Brüste und ihrer Drüsen von Blut und molkiger Feuchtigkeit, in einer Brust nahe an der Warze eine nicht gar große Entzündung, die bey warmen Umschlägen in Eiterung überging, aufbrach und in zehn Tagen wieder heilte.

Die andere Frau bekam ein paar Wochen nach ihrer ersten Niederkunft in der linken Brust, in der sie gleich Anfangs bey dem Säugen Spannung, Druck und stumpfen Schmerz empfunden hatte, eine sehr heftige mit Fieber und den größten Schmerzen verbundene Entzündung. Durch warme erweichende Umschläge wurde die Eiterung befördert; sechs Tage lang (Geburten dauern oft kaum so viele Stunden) stand sie Tag und Nacht die heftigsten Schmerzen aus; sie glaubte ihre Leiden nicht länger ertragen zu können, und wollte sich die Brust abnehmen lassen. Ich widerrieth es. In der Nacht brach ein Geschwür auf, und in den nächsten zwey Tagen noch vier. Mit den Umschlägen ward fortgefahren, die Eiter weder ausgedrückt, noch eine Wieke in die Oeffnung gesteckt, und in vierzehn Tagen waren alle Geschwüre heil und die Brust, nur nicht so gut als die rechte, zum Säugen wieder geschickt.

Die dritte neunzehnjährige Frau, die weder drückende Kleider noch Schnürbrüste, woher sonst dies Uebel hätte entstehen können, getragen, und also ihr Brüste geschont hatte, bekam im siebenden Monate der Schwangerschaft, da ihre Brüste, deren Warzen platt und eingedrückt waren, an-

schwollen, Entzündung und Knoten in denselben. Die rechte Brust brach auf, und heilte nach einiger Zeit wieder zu; die linke brach, bald nachdem sie geboren hatte, auf, und wollte gar nicht heilen. Der Arzt dieser Kranken, die auf dem Lande lebte, rieth, wie ohne Rücksicht auf das Wohl der Mutter und des Kindes so oft geschiehet, zu einer Amme; ich rieth es ab. Die Kranke eilte zu ihren Eltern. Die platte Warze war durch das darin befindliche Geschwür beynahe verloren gegangen; an deren Stelle befand sich eine Vertiefung, woraus Eiter, Blut und Milch quoll. Das Geschwür, das durch Pumpen und Aussaugen immer offen erhalten wurde, heilte bey ruhiger Behandlung in zwölf Tagen zu, und durch das Saugen des Kindes bildete sich eine neue Art Warze. Da die Mutter dieser Frau noch lebte, so fragte ich sie, ob die Hebamme ihrer Tochter, als einem neugebornen Kinde die Brüste ausgedrückt habe, und die glaubwürdige Frau antwortete, daß sie sich noch wohl erinnere, daß ihre Tochter bey dem mehrere Tage lang wiederholten Ausdrücken der Brüste heftig geschrieen habe, und daß sie gern glaube, daß dies die Ursach der bösen Brüste und der fehlerhaften Warzen ihrer Tochter sey.

Das Ausdrücken der Brüste ist ein Vorurtheil der Hebammen, vorzüglich in Städten. Schon Harvey im vorigen Jahrhundert erwähnet dieses Vorurtheils mancher Hebammen in England, und der verdienstvolle Struve *) sagt, über dieses so oft gerügte Vorurtheil: einige Hebammen haben die

*) Ueber die Erziehung und Behandlung der Kinder in den ersten Jahren, von C. A. Struve. Hannover, 1798.

die abscheuliche Gewohnheit, bey einem neugebornen Mädchen die Warzen mit Gewalt hervorzuziehen und die mit einer wässerigen Feuchtigkeit erfüllten Brüste auszudrücken; sie wiederholen dies die ersten neun Tage thöricht genug, die Kinder dadurch einst zu milchreichen Müttern zu machen; aber dadurch entstehen Knoten und Verhärtungen, auch wohl gar der Krebs.

Sollte nun das Ausdrücken der Brüste nicht nur eine der vorzüglichsten Ursachen des Brustkrebses, sondern auch der bösen Brüste seyn: so müßte wohl 1) die Schädlichkeit dieses Vorurtheils allgemein bekannt gemacht werden; 2) müßte den Hebammen bey jeder Geburt gesagt werden, daß sie die Brüste der Kinder nicht ausdrücken sollen; und 3) da mehr als die Hälfte dieser Leute gar nicht oder schlecht unterrichtet ist; so müßte von der Obrigkeit ein ausdrückliches Verbot deswegen an die Hebammen, mit Anführung der schädlichen Folgen ergehen.

So weit Herr D. Faust, der sich durch mehrere gemeinnützige Untersuchungen und Vorschläge verdient gemacht hat, besonders durch seine Tabelle über die Rindviehpest, welche in den Händen aller Landleute seyn sollte und 1 Gr. kostet.

Um noch einige Worte über jenes Uebel zu sagen, so weiß ich zwar nicht, ob ich, als ein Laye in der Arzneywissenschaft, meine wenigen Erfahrungen und Meinungen darüber den Beobachtungen und Urtheilen eines so einsichtsvollen Arztes beyfügen darf. Allein da sie mir in der Hauptsache damit übereinzustimmen scheinen; so werden sie hier nicht ganz unnütz seyn.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß das Ausdrükken der Brüste die angeführten traurigen Folgen bewirke. Vielleicht entstehen noch mehr Uebel daraus.

aus. Der Mangel der Milch; die Unmöglichkeit, ein Kind ein Jahr lang zu stillen, ohne eine Schwächung des Innern der Brust, oder gar Schwindsucht befürchten zu müssen, sind vielleicht auch Folgen jenes Vorurtheils. Sollten indessen die schlimmen Brüste nicht zuweilen eine andere Ursach haben können? Sollte Erkältung immer so ganz unschuldig seyn? Sollte sie in den zarten Gefäßen der weiblichen Brüste nicht Stockungen der Milch und anderer Säfte zu verursachen im Stande seyn, wenigstens das Uebel vermehren, wenn die Brüste dem Kinde schon in seinen ersten Lebenstagen verletzt worden sind? Wenigstens kann es wohl nicht schaden, wenn unsere lieben Mitbürgerinnen auch hierauf aufmerksam gemacht werden, um auch diese Ursach, sollte sie auch nur zufällig genannt werden können, zu vermeiden.

Wenn die ärmere Mutter sich schweren Arbeiten unterziehen muß, oder bey ihren gewöhnlichen Geschäften sich vergißt und arbeitet, bis sie vom Schweiße trieft; (bey wohlhabendern geschieht dies wohl nicht selten bey einem raschen Tanze) so bedarf es oft nur einer geringen Erkältung, die ihr eine angenehme Abkühlung scheint, und die erhitzte Milch stockt, wird scharf und verliert ihre milde und balsamische Eigenschaft. Ist nun das säugende Kind durstig, so wird es die Milch rein aussaugen, und die Mutter hat dann so leicht keine übeln Folgen davon zu befürchten; allein der arme Säugling hat abzubüßen. Er bekommt Schmerzen in seinen zarten Gedärmen, schreyet jämmerlich, und man kann zufrieden seyn, wenn er mit vorübergehenden Schmerzen davon kömmt. Ist der Säugling weniger nach Nahrung begierig, so wird ihm die scharf gewordene Milch nicht schmecken, und sie

wird

wird größtentheils in der Brust zurück bleiben. Hier wird sie in den feinen Gefäßen stocken; die Brust wird anschwellen; es werden Knoten oder Beulen entstehen, welche, wenn nicht bald dienliche Mittel angewandt werden, aufbrechen und so die schrecklichen Leiden erzeugen, von welchen wir so oft hören.

Eben dies erfolgt auch wohl bey einer Erkältung ohne vorhergegangene Erhitzung. Säugende Mütter setzen sich derselben oft aus, wenn sie unvorsichtig oder zu lange an einem kalten Orte die Brust entblößen, welches besonders bey den ärmern geschiehet, wenn sie in einem kalten Zimmer schlafen, des Nachts ihr Kind anlegen, nicht sorgfältig genug sich wieder bedecken, und sich so dem Schlafe überlassen. Das Kind will denn des Morgens nicht saugen, oder vielmehr es kann die geronnene Milch nicht herausbringen. Diese bleibt dann zurück, verstopft die Gefäße; die Brust schwillt an und es erfolgt das, was so eben angeführt worden ist. Mir sind einige Beyspiele dieser Art vorgekommen; ich will nur eins davon anführen.

Eine Frau, die zwar gesund, aber nicht vom stärksten Körperbau war, stillte ihr Kind selbst. Sie hatte eine Wärterin bey demselben, und schlief mit ihr in einer kleinen, durch zwey Betten ziemlich eng gewordenen, Stube. So lange sie diese Schlafstelle behielt, waren ihre Brüste gut; allein sie konnte die eingeschlossene Luft nicht vertragen und fürchtete ein gleiches bey dem Kinde. Sie wählte also, um sich von ihrem Kinde, welches in jener Stube blieb, nicht weit zu entfernen, eine dabey befindliche Kammer, die nicht geheizt werden konnte. Ihr Kind wurde ihr des Nachts einigemal gebracht, und sie stillte es. Nicht lange hatte sie dies gethan, so fand sich eine schlimme Brust ein, welche sehr an-

angeschwollen und überall mit harten Knoten belegt war. Das Kind wurde angelegt, allein es konnte nicht saugen. Die Wärterin mußte nun dies Geschäft vermittelst eines Instruments verrichten, und erst nach lange fortgesetztem Saugen erfolgte etwas, das wie eine Mischung von Milch, Blut und Eiter aussahe. Doch hinderte dies alles nicht, daß sich die Brust zusehends mehr verhärtete, und in wenigen Stunden zu einem schrecklichen Umfange anschwoll. Daß die Frau dabey die größten Schmerzen ausstand, läßt sich leicht denken. Auf dem Lande weiß man nun oft nicht, wohin man seine Zuflucht nehmen soll, wenn Gefahr im Verzuge ist, da mancher denn wohl gern einen Arzt gebrauchte, wenn solcher gleich zu haben wäre. Mein Rath wurde begehrt; ich ziehe die Krünizische Encyklopädie zu Rathe und finde folgendes:

Man nehme Hafergrütze nebst etwas Leinsamen und Kamillen und koche davon einen dicken Brey. Hievon nehme man die Hälfte und thue sie in einen leinenen Beutel, lege diesen so warm, als es ertragen werden kann, auf die Brust, und bedecke sie mit warmen Tüchern. Diesen Umschlag lasse man so lange liegen, bis er seine Wärme zu verlieren anfängt; dann thue man ihn hinweg und nehme die andere Hälfte des Breyes, der unterdessen warm erhalten seyn muß, und mache einen ähnlichen Umschlag. So fahre man fort, bis sich die Geschwulst zertheilt hat.

Dies Mittel wurde angewendet, und in wenigen Stunden war die Brust wieder hergestellt. Sie wurde von der Wärterin angesogen, worauf zwar anfänglich jene vermischte Materie, bald aber ordentliche Milch erfolgte, und das Kind sog nun wieder wie zuvor. Noch zweymal bekam die Frau

an

an eben der Brust das Uebel wieder, und jedesmal wurde obiges Mittel mit gleich gutem Erfolge gebraucht. Man dachte indessen nach, woher es komme, daß dieselbe Brust nun dreymal so schlimm geworden und konnte keine andere Ursach finden, als daß eben diese jederzeit am meisten der Kälte ausgesetzt gewesen war. Es wurde ein wärmerer Schlafort gewählt, und die Brüste blieben gut.

Nach diesen Erfahrungen muß ich glauben, daß eine Erkältung bey erfolgten schlimmen Brüsten gar wohl als mitwirkende Ursach angenommen werden könne, die, wenn sie das Uebel auch nicht allein erzeugt, solches doch befördert und verschlimmert. Wenigstens halte ich es nicht für Unrecht, die von mir beobachteten Fälle, und das dabey mit gutem Erfolge angewandte Mittel hier angeführt zu haben; ein Mittel, das der Herr D. Faust in vorstehendem Aufsatze selbst rühmlichst anführet, und das also von unsern lieben Mitbürgerinnen in ähnlichen Fällen sicher gebraucht werden kann. Sie werden gewiß, wenn das Uebel nicht schon zu groß geworden ist, Hülfe dadurch finden, wenigstens Zeit gewinnen, Hülfe bey einem Arzte zu suchen.

Kr.

IX. Der brave Kohlenbrenner.

Zu Gastein im Erzbißthum Salzburg lebte ein braver Kohlenbrenner, Namens Gottfried Schönefeld, und seine Frau, die eben so brav war, hieß Gertrud. Einst saß er bey seinem Kohlenmeiler, indessen sein Weib in einen entfernten Wald gegangen war, um etwas mit dem Förster zu verabreden. Indem er so da sitzt, hört er in den Hecken seinen

Hund

Hund heftig bellen. Er steht auf, geht dem Schalle nach und findet endlich den Hund, siehet aber auch zugleich die Ursach, warum er so gebellet hatte. Denn es lagen da zwey kleine Kinder, die erst etliche Tage alt zu seyn schienen; es waren zwey schöne Kinder und der Hund stand bey ihnen und beleckte sie. Da Schönefeld sie sahe, rief er vor Mitleid aus: Arme Geschöpfe! ein Hund ist mitleidiger gegen euch, als diejenige, die euch das Leben gegeben hat. Die unmenschliche! Sie schämte sich vor Menschen, eure Mutter zu heißen, und schämte sich doch nicht vor Gott, da sie mit ihrem Buhler in den Winkel ging.

Er hob die beyden Kinder auf und gieng damit nach seinem Kohlenhaufen zu. Jetzt kam sein Nachbar, der Kohlenbrenner Zinsacher zu ihm und sagte: Was willst du mit dem Hurengenistel machen? das bringt dir den Fluch in das Haus. — Ich habe den Fluch noch nie in meiner Hütte gehabt, weil ich gearbeitet und gethan habe, was Recht ist. — Aber du hast selbst schon sechs Kinder. — Das danke ich Gott; nun bekomme ich achte, die können auch mehr beten und arbeiten. — Wär ich wie du, ich brächte sie dem Landrichter. — Das glaube ich wohl, ich aber thue es nicht. Es sind der Waisen schon genug im Waisenhause, fast mehr als des Ungeziefers, das sie auffrißt. — So schicke sie dem gnädigen Erzbischof, der hat keine Kinder. — Gott hat mir sie zugeschickt, er wird sie auch ernähren. Ich will sie aufziehen, will dafür Sonntags kein Fleisch essen und alle Vierteljahre einen Kohlenhaufen mehr brennen.

Unter diesen Reden kam seine Frau. Sie war durstig und müde und sagte zu ihrem Manne: gieb mir ein Labsal, Friedel, ich habe lange gedurstet. — Hier

— Hier hast du zwey für eins, liebe Trudel! Mit diesen Worten legte er ihr die beyden Kinder in den Schoß. Voll Verwunderung sahe sie sie an und sagte: Wem sind die Kinder? — Sie sind dein. — Ich habe der Kinder genug, Gott sey es gedankt, mag keine mehr. — Soll ich sie wieder hinlegen, wo sie der Spitz gefunden hat, daß sie die Adler oder die Hunde fressen? — Also hast du sie gefunden? So stehe Gott eurer Mutter bey, ihr Armen!

So sprach das brave Weib, küßte sie, drückte sie an ihr Herz und fuhr endlich fort: Nein, ihr sollt doch eine Mutter haben. Ich will sie seyn; der da ist euer Pflegevater, und Gott im Himmel wird euer rechter Vater seyn und bleiben. — Habe auch so gedacht, sagte der Mann, und holte einen Topf mit Milch herbey. Gertrud machte den Kindern kleine Beutelchen von Leinwand, um sie mit Milch zu laben, ehe sie noch daran dachte, ihren eigenen Durst zu stillen. Den andern Tag beförderten sie die Kinder zur Taufe, und die beyden Eheleute vertraten selbst die Pathenstelle. Darauf erzogen sie sie sorgfältig und hielten sie eben so gut, als ihre eigene Kinder.

Freylich machten die beyden Knaben der guten Gertrud manche Unruhe und schlaflose Nacht, und dem redlichen Schönefeld mehr Arbeit. Aber keins von ihnen klagte, sondern sie pflegten zu sagen: wenn wir einst alt werden, so werden sie uns wieder pflegen. Und ihre Hoffnung hat sie nicht betrogen. Denn da ihre eigene Söhne sich als Scharfschützen in kaiserlichen Diensten befanden, so haben diese beyden gefundenen Söhne die guten Alten in ihren Arbeiten unterstützt, und ihnen im Alter Verpflegung und ruhige Tage verschafft. Die

beyden braven Leute fanden also hier schon den Lohn ihrer Barmherzigkeit; aber den herrlichsten Lohn werden sie an jenem großen Tage der Vergeltung einerndten, wenn der Richter der Menschen ihnen zurufen wird: wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.

X. Vom Tobaksbau.

(Zu Num. VIII. des Junius 1798.)

Im Junius 1798 des gemeinnützigen Volksblatts ist bereits eine kurze Anweisung zum Tobaksbau gegeben worden. Es ist unstreitig ein großer Vortheil für ein Land, wenn es den Tobak, dieses unentbehrliche Bedürfniß, durch eigene Industrie sich mit geringen Kosten verschafft. Durch den nun schon so lange dauernden französischen Krieg sind die Amerikanischen Tobaksblätter zum Erstaunen im Preise gestiegen, und es gehen ungemein große Summen dafür aus dem Lande. Wie wichtig wäre es also, wenn wir im Lande selbst einen Tobak bauen könnten, der den amerikanischen, wo nicht ganz entbehrlich machte, doch wenigstens ihm ziemlich gleich käme und von besserer Güte wäre, als der Tobak, den wir gewöhnlich bauen. Herr Pfarrer Christ in Kronenburg vor der Höhe im Hanauischen empfiehlt dazu den asiatischen, in seiner Schrift: Patriotische Nachricht und deutliche Anweisung vom Tobaksbau, wovon im vorigen Jahre eine neue Auflage erschienen ist, aus welcher ich hier einen vollständigen Auszug mittheilen will.

Herr Christ, der mehrere Versuche mit dem Anbau des asiatischen Tobaks gemacht hat, rühmt von demselben folgende Vortheile:

1)

1) Fast ein jedes Erdreich, das lettige ausgenommen, schickt sich für diesen Tobak, wenn es nur gut gedüngt und bearbeitet ist. Dreyjährige Versuche haben es bewiesen, daß er bey gutem Dünger auch im Sandlande unvergleichlich wächst.

2) Er verursacht weit weniger Mühe und Arbeit, als unser gewöhnlicher Tobak, geräth dennoch besser und mißräth gar selten, weil er unter allen Tobaksarten die härteste und dauerhafteste ist, und viel vertragen kann.

3) Der Landmann leidet bey diesem Tabaksbau keinen Abgang an andern Früchten. Er kann ihn in der Brache bauen, und nachdem er den Tobak abgewonnen, das Land im Herbste mit Weizen oder Roggen bestellen, davon er bessere Frucht erndten wird, als wenn der Acker wäre brach geblieben.

4) Befördert der asiatische Tobaksbau die so nützliche Bienenzucht ganz außerordentlich. Die gelben Blumen desselben enthalten ungemein viel Honig, und kommt damit keine Linden-, noch Heiden-, noch Buchweitzenblüthe in Vergleichung.

5) Nicht nur die getrockneten und ungebeizten Blätter haben beym Rauchen gar nicht den widrigen Geruch und Geschmack des gewöhnlichen Landtobaks, sondern einen natürlich angenehmen Geruch; sondern dieser Tobak ist auch zum Beizen und Fabriciren sehr tauglich, und die damit gemachten Proben haben bey Kennern als ein guter Swicenttabak Beyfall gefunden. Herr Christ hat diesen selbst gezogenen und zubereiteten Tobak schon zwey Jahre geprüft und geraucht, und ist von seiner Unschädlichkeit überzeugt, da er weder auf die Zunge fällt, noch trocknet, noch hitzet, noch die Brust angreift; er zweifelt auch gar nicht, daß

er sich vermittelst einer Knasterbeize zu einem recht guten Varinas bereiten lasse.

6) Giebt dieser Tobak sehr häufigen Samen, der ein vortreffliches gutes und gesundes Oel liefert, welches schlechtes Baumöl übertrifft, und nicht nur zum Brennen, besonders wenn es etwas alt ist, sehr dienlich ist und das Rübol übertrifft, sondern auch zu Speisen sehr gut gebraucht werden kann. Man darf nicht besorgen, als möchte das Oel der Tobakspflanze der Gesundheit nachtheilig seyn. Es sind damit auch bey dem Viehe statt des Leinöls, viele sorgfältige Proben angestellt worden, und es ist von gleich guter Wirkung gewesen, wie denn auch die Schlagkuchen dem Viehe sehr wohl bekommen.

Diese Vortheile sind gewiß wichtig genug, daß es wohl der Mühe werth seyn dürfte, daß patriotische Landwirthe auch bey uns Versuche machten, den asiatischen Tobak anzubauen, um den gemeinen Landmann, der nicht leicht an einen neuen und sonst nicht gewöhnlichen Feldbau zu bringen ist, wenn er nicht den wirklichen Nutzen vor Augen siehet, von dem wahren und beträchtlichen Nutzen desselben augenscheinlich zu überzeugen, und ihm zum Anbau mit gutem Unterricht an die Hand zu gehen.

Herr Christ giebt zum Anbau des asiatischen Tobaks folgenden Unterricht:

1) Von Erziehung der Tobakspflanzen.

Kann man seine Tobakspflanzenbeete im Garten bey dem Hause anlegen, so ist es sehr bequem und dienlich. Das Land muß ein gutes schwarzes Erdreich seyn, und je besser es ist, desto frühere und schönere Pflanzen bekommt man. Es muß vor dem Winter mit häufigem und gutem Dünger ver-

versehen, und dieser gut untergegraben werden. Im Frühjahre, unmittelbar zuvor, ehe man den Samen säen will, wird solches wieder mit gutem kurzen Dünger umgegraben, wozu man auch füglich durchgefrorne Gassenerde, auch Ruß, etwas Asche, Gerberlohe, Hornspähne und Hühnermist nehmen kann, aber keinen Taubenmist, weil er zu viel Unkraut verursachet. Auf dieses Land wird etwas reine gute Erde gestreuet, hernach der Same gesäet, wieder etwas Erde darüber gestreuet oder gesiebet, und dann mit einem Stück Brett ganz sachte und ein wenig eben gedrückt.

Der Same muß das Jahr zuvor ausgesondert werden. Die größten Samenköpfe, die am ersten zeitig werden und ein wenig aufgesprungen sind, werden mit der Hand ausgeklopft, und der davon fallende Same, nachdem man ihn zuvor, aber nicht in der Sonne, wohl getrocknet hat, in einem Säckchen an einem trockenen Orte aufbewahrt. Er muß etwas dicke, etwa wie Salatsamen gesäet werden. Den Erdflöhen, die ihm gefährlich sind, begegnet man auf folgende Art: Man stößt ganzen Schwefel zu Staub, feuchtet den zu säenden Samen mit etwas Oel an, streuet den Schwefelstaub darüber, mischet ihn wohl unter einander und säet ihn also.

Da es großen Vortheil bringt, frühzeitig im May oder längstens Anfangs des Junius die Pflanzen aussetzen zu können, so muß der Same im Anfange oder in der Mitte des März gesäet werden. Das Beet muß feucht gehalten und öfters mit laulichtem Wasser begossen werden; man muß es auch sogleich nach dem Säen mit Reisern bedecken, welche nicht nur warm halten und doch Luft einlassen, sondern auch zum Schutze wider die Hühner

dienen. Anfänglich wird das Begießen um die Mittagszeit vorgenommen; wird aber die Witterung wärmer und die Pflanzen größer, so kann es Morgens und Abends geschehen. Regen- oder Mistpfuhlwasser und nächst diesem ist Flußwasser das Beste; Brunnenwasser muß erst einen Tag in einem Gefäße stehen und durch die Sonne erwärmt werden. Gut ist es, ein Säckchen mit Hühner- oder Taubenmist in das Wasser zu hängen, oder Kuhmist darin zu zerrühren. Das zwischen den jungen Tobakspflanzen aufkeimende Unkraut muß fleißig ausgejätet werden. Bisweilen ereignet es sich, daß auf dem Pflanzenbeet hie und da ein Fleck entstehet, wo die Pflanzen gelb werden. Diesen ist bald wieder aufgeholfen, wenn man etwas Salpeter, Tauben- und Hühnermist zergehen läßt, und die gelben Plätze damit begießt.

2) Vom Tobaksacker, dessen Düngung und Bereitung.

Ein fettes, nicht zu schweres und nicht zu leichtes Erdreich ist freylich für den Tobak das beste; der asiatische Tobak aber geräth in jedem Erdreich, auch im sandigen, wenn es nur gut gedünget worden. Liegt der Acker hoch, so ist ihm der Kuhmist dienlich, im niedrigen aber der Schaafdünger. Zieht sich der Abhang des Ackers von Mitternacht gegen die Mittagsseite, so haben die Tobakspflanzen nicht nur desto durchdringendere Sonnenhitze zu genießen, sondern auch guten Schutz vor den kalten Winden. Der Acker muß vor dem Winter gedünget und gepflüget werden; sollte es aber versäumt worden seyn, so muß es im Frühjahre sobald als möglich geschehen. Das Pflügen muß so tief geschehen, als der Acker es leidet. Im Frühjahre wird wieder gepflüget, aber ja nicht bey nasser Witterung, oder

ehe

ehe der Acker wohl abgetrocknet ist. Kann man vor dem dritten Umpflügen den Pferch darauf schlagen, so ist es ungemein dienlich, wo nicht, so kann man allerhand kurzen und hitzigen Dünger, besonders Taubenmist dazu gebrauchen, der aber erst nach dem dritten Umpflügen übergestreuet und nur untergeegget wird, damit er meist oben bleibt. So kann er seine Kraft den Pflanzen sogleich mittheilen und hilft ihnen mit dem ersten Regen auf, welches ihnen auf den ganzen Sommer ersprieslich ist. Das letzte Umpflügen des Ackers muß nur den Tag zuvor unmittelbar vor dem Pflanzensetzen geschehen, damit die obere Erde nicht austrockene, und die zarten Pflanzen sogleich Feuchtigkeit haben und anwurzeln können, da denn wenige ausbleiben.

3) Vom Versetzen der Pflanzen, wenn und wie es geschehen muß.

Die beste Zeit, die Tobakspflanzen zu versetzen, ist von der Mitte des Mays bis Anfang des Junius, da die Pflanzen ohngefähr das fünfte, sechste Blatt getrieben haben. Die kurzen stämmigen Pflänzchen gedeihen besser, als die langen schmalen. Ist das Pflanzenbeet trocken, so muß es wohl begossen und milde gemacht werden, damit die Wurzeln bey dem Ausziehen nicht abreißen.

Die Pflanzen des asiatischen Tobaks können achtzehn, und wenn der Acker nicht sehr fett ist, sechzehn Zoll aus einander gesetzt werden. Die ersten zwey Reihen kommen eben so weit aus einander, die zweyte und dritte, die fünfte und sechste u. s. w. aber zwey volle Fuß, damit man ohne Nachtheil der sich ausbreitenden Blätter jedesmal zwischen der zweyten Reihe durchgehen, die Blätter auf jeder Seite brechen und den Samen sammeln könne. Auf einem Morgen von 180 Qua-

dratruthen kommen ungefähr 5850 Pflanzen zu stehen.

Wenn die Pflanzen gesetzt werden, wird zuvor eine Gartenschnur ausgesteckt, in welche Hölzchen, je eines sechzehn oder achtzehn Zoll weit von dem andern eingeknüpft werden. Nach der Schnur und diesen Hölzchen hackt eine Person Löcher, worein die Pflanzen gesetzt werden, die auf diese Art mehr Schutz vor der Sonnenhitze haben und bequem begossen werden können, wenn das Begießen nöthig seyn sollte. Es versteht sich, daß man die Pflanzen nicht einander gerade über, sondern über das Kreuz setzt, wodurch jede Pflanze mehr Platz gewinnt, und die andere nicht im Wachsthum hindert. Das Pflanzen muß nicht bey heißem Sonnenschein geschehen, sondern nur zur Morgenzeit bis gegen neun Uhr, und des Nachmittags von vier Uhr an.

4) Von der Bearbeitung des Tobaks, bis er zeitig wird.

Die asiatische Tobakspflanze ist ziemlich hart, und kann vor andern Tobakspflanzen Hitze und Frost ausstehen. Die nächsten Tage nach dem Pflanzen sieht man Morgens früh und Abends spät nach, und wenn alsdann nur die mittelsten Herzblättchen frisch sind, so hat es noch keine Noth. Ist es nöthig, so muß man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sie zu begießen. Noch ist eine Erinnerung nöthig. Wenn die Witterung um die Zeit des Pflanzens anhaltend trocken ist, und die Größe der Pflanzen und die Zeit es unumgänglich erfordert, daß sie gesetzt werden; so macht man Kuhmist ohne Stroh mit etwas Wasser zu einem steifen Brey, und thut ein Klümpchen davon an die Wurzel einer jeden Pflanze, wenn man sie in

die

die Erde setzt. Das erhält die Feuchtigkeit ganz besonders, daß man lange oder gar nicht zu begießen nöthig hat. Etwa acht Tage nach dem Pflanzen sieht man zu, wo hie und da eine Pflanze abgegangen ist, und setzt eine andere, oder wenn man keine Tobakspflanzen mehr hat, eine Weißkohlpflanze dafür.

Sind die Pflanzen eingewurzelt, und haben sie angefangen frische Blätter zu bekommen, so müssen sie behackt werden, um das Erdreich aufzulockern und das Unkraut auszuhacken. Zuerst hackt man ganz nahe um die Pflanze, aber nicht tief, damit die Wurzel nicht verletzt, das Unkraut aber getilgt werde, und der Pflanze etwas frische Erde zukomme. Dann greift man mit der Hacke immer weiter bis in die Mitte der Reihe. Dabey drückt man alle verdorrten Blätter ab, auch die zwey untersten, wenn sie gleich noch frisch sind, weil sie nur das Wachsthum hindern. Einige Wochen nachher geschiehet das Behäufeln, da man die Erde so weit heranziehet, daß sie bis an die untersten Blätter reicht, wobey zugleich das nachgewachsene Unkraut wieder vertilgt wird. Dieses Behäufeln muß ja nicht bey nasser Witterung geschehen, auch muß nicht zu lange damit gesäumt werden, damit nicht die Blätter zu groß werden und bey der Arbeit hinderlich sind oder Schaden leiden.

5) Von Einsammlung der Tobaksblätter und ihrer Sortirung.

Gemeiniglich in zwölf Wochen nach der Pflanzung fangen die Tobaksblätter und Samenköpfe an zu zeitigen. Zuerst werden die untersten gelb und zeitig. Diese heißen Sandblätter, so wie die darauf folgenden zwey oder drey Blätter Erdgut heißen. Diese werden zuerst abgenommen, und müs-

sen mit den andern guten Blättern nicht durch einander kommen; sie machen das sogenannte Halbgut aus, und werden geringer verkauft. Man verliert aber nichts dabey, indem die guten Blätter desto besser bezahlt werden, wenn sie mit jenen unvermischt bleiben.

Die Reife bey den guten Blättern zeiget sich dadurch, wenn man auf den Blättern gelbe Flecken, oder an den Adern derselben im Fleische eine gelbe Einfassung wahrnimmt. Dann bricht man solche Blätter bey trocknem Wetter, wenn sie nicht naß vom Thau sind, ab, weil sonst ihre Fäulniß befördert wird. Die grünen Blätter läßt man noch einige Zeit sitzen. Auch muß man nicht mehr abblatten, als man in ein paar Tagen einschnüren und aufhängen kann. Denn wenn die Blätter lange oder dicht auf einander liegen, so entzünden sie sich, und wenn sie nicht gelüftet werden, bekommen sie den faulen Brand. Bey dem Abbrechen muß man die Blätter ordentlich auf einander legen, weil sonst viele zerknickt und zerrissen werden. Hat man einen Arm voll Blätter gebrochen, so muß man sie in die Furche legen, besonders wo die Sonne sie treffen kann, damit sie etwas welk werden, worauf man sie zusammen trägt. Am besten werden sie in Körben nach Hause getragen; will man sie aber heim fahren, so müssen sie ordentlich auf den Wagen gepackt und vorsichtig abgeladen werden. Den folgenden Tag müssen sie aufgeschnürt, oder wenn man daran verhindert wird, sorgfältig aus einander gelegt und öfters gelüftet werden.

Bey einem etwas späten und warmen Herbst schlagen die entblößten Tobaksstengel wieder aus, und treiben frische Blätter und Samenknöpfe, welche

noch

noch ihre Zeitigung erlangen. Die Blätter sind zwar klein, können aber ganz wohl zum Halbgut mitgenommen werden.

6) Vom Einsammeln und Ausdreschen des Samens und vom Oelschlagen.

Dieser edle Tobak bekommt nicht nur am Gipfel des Stengels ansehnliche Büsche runder Samenknöpfe, die eine ziemliche Menge Samenkörner enthalten, welche die Größe und Gestalt des Mohnsamens, auch wenn man sie kostet, den völligen Geschmack haben, und wenn sie zeitig sind, braunröthlich aussehen; sondern es wachsen auch Samenstengel in der Wurzel der mittlern und obern Blätter heraus, welche anfangs runde schwefelgelbe Blumen ausstoßen, die reichlichen Honig enthalten und von den Bienen emsig besucht werden. Diese Samenknöpfe fangen im August an zu zeitigen, reifen aber nicht zugleich, sondern die mittlern größern werden zuerst zeitig. Sie einzeln einzusammeln wäre zu mühselig; man wartet also, bis die meisten zeitig sind, wenn gleich einige aufspringen und den Samen verschütten. Zwey Personen durchgehen mit einander von acht zu acht Tagen, oder wenn es nöthig ist, noch eher den Acker. Die eine hält einen Sack auf, und die andere schneidet mit einem krummen Messer die Samenstengel handbreit unter den Knöpfen ab, und wirft sie in den Sack, sie muß sie aber gerade halten, bis sie sie über den Sack hat, damit der Same von den aufgesprungenen nicht auf die Erde falle.

Dann breitet man den Samen etwa einer guten Spanne hoch auf einem luftigen Boden aus, in welcher Zeit die noch grünen Knöpfe auch zeitigen. Die Samenknöpfe werden zwar in einigen Tagen äußerlich schimmlich werden, dies schadet aber dem

Samen

Samen nicht, sondern er gehet hernach desto besser aus. Nach acht Tagen legt man den Samen auf ein großes Tuch, unter welchem ein paar Bund Stroh ausgebreitet werden, und zwar auf einem Platze, welchen die Sonne wohl bescheinen kann. Haben die Knöpfe den Tag über in der Sonne gelegen, so werden sie am Abend ausgedroschen, worauf der Same durch ein Mehlsieb rein gemacht wird.

Dieser Same muß sogleich, so dünne als möglich, auf einen luftigen Boden ausgebreitet werden, weil er sonst schimmlich wird und sich zusammen ballet; man muß ihn auch täglich umwenden, bis er recht trocken ist; doch muß dies Trocknen nicht in der Sonne geschehen, weil die Sonnenhitze zu viel Oel ausziehet. Ist der Same trocken, so schüttet man ihn auf einen Haufen, und er bleibt Jahr und Tag zum Oelschlagen gut. Der Frost schadet ihm nicht, sondern er verzehrt vielmehr die wässerichten Theile. Beym Oelschlagen muß der Müller darauf sehen, daß der Same nicht zu hart geröstet und zu heiß gemacht werde, weil das Oel sonst Bitterkeit bekommt; auch muß er ihn nicht in solchen wollenen Säcken schlagen, worin Leinöl oder anderes übelriechendes Oel geschlagen worden.

7) Vom Einschnüren und Trocknen der Tobaksblätter.

Man schneidet von stark gesponnenen und gezwirnten Werkengarn Schnüre von anderthalb bis zwey Ellen lang, macht an das eine Ende eine Schleife mit einem Knopf, ergreift ein Blatt nach dem andern, und sticht mit der bekannten dünnen, einen halben Fuß langen, Tobaksnadel etwa zwey Finger breit über dem hervorstehenden Stiel des Blatts durch. Wenn die Nadel voll Blätter ist, streift

streift man diese auf den Faden bis an die Schleife, und fährt so fort, bis die Schnur voll ist, da man denn an dem andern Ende wieder eine Schleife macht. Unter dieser Arbeit muß man die zerrissenen schadhaften Blätter besonders legen, die unter das Halbgut kommen. Auf den Faden müssen die Blätter nicht dicht auf einander kommen, weil sie sonst leicht faulen.

Besser ist es, den Tobak in freyer Luft, als auf dem Boden unter dem Dache aufzuhängen. Man wählet dazu die äußern Wände der Gebäude, welche von der Sonne wenigstens nicht den ganzen Tag oder die heiße Mittagszeit über beschienen werden. Man schlägt mit einem Spitzhammer ein Loch ein zu einem hölzernen Nagel, dessen Spitze nach der Hammerspitze eingerichtet ist, schlägt den Nagel ein und hängt den Tobak allenthalben herum, in gehöriger Weite, damit er nicht auf einander brenne und faule. Die Schnüre hängt man auf die hier bezeichnete Weise auf. ≷ In der freyen Luft trocknet der Tobak am besten und geschwindesten, und dies hat der asiatische desto nöthiger, weil er nicht nur sehr dicke und fette Blätter, sondern auch sehr starke Stiele und Rippen hat. Deswegen muß auch fleißig die innere an dem Gebäude gelegene Seite der Blätter umgewendet und gegen die Luft gekehrt werden.

Ist nun der Tobak trocken, so wird er auf luftige Böden unter dem Dache aufgehängt. Hier muß er so lange hängen, bis er einen starken Frost bekommen hat, der die noch übrigen Feuchtigkeiten besser als Luft und Sonne ausziehet. Ist im Herbste bey anhaltendem Regenwetter die Luft sehr feucht, so fangen die Rippen und Stiele auch unter dem Dache an zu schimmeln. Alsdann muß man

ihn

ihn von dem Boden weg in eine verschlossene Kammer schaffen, die keinen Zug der feuchten Luft und keine offene Luken hat.

Bey dem asiatischen Tobak giebt es an den Samenstengeln viele kleine Blätter, die von vorzüglicher Güte sind, und nebst dem obengedachten Nachwuchse zum Halbgut kommen. Diese, wie auch die zerrissenen großen Blätter können nicht eingeschnürt werden, sondern man schüttet sie auf einem luftigen Boden dünne hin und wendet sie öfters um, da sie denn auch bald und schön getrocknet werden und immer Kaufmannsgut sind.

8) Vom Packen des Tobaks zu dessen Aufbewahrung und Verbesserung seiner Güte.

Aller Tobak, wenn er einmal vollkommen trocken ist, darf nicht lange über diese Zeit in Bandelieren hängen bleiben. Oeftere strenge Kälte und scharfe Luft, dörret ihn aus, macht ihn leicht, und zehret von seinem natürlichen Oel. Auch der asiatische Tobak muß nach einem erlittenen ziemlichen Froste abgenommen werden; es darf aber nicht im Froste geschehen, weil alsdann die Blätter zu trocken sind, daß sie krachen und zerbrechen. Das Abnehmen muß auch nicht bey regnichter Witterung geschehen, weil sie dann zu viel Feuchtigkeit eingesogen haben; am besten geschiehet es bey neblichter Witterung, wenn die Blätter nur biegsam und so welk sind, daß, wenn man sie zusammendrückt, sie sich wieder ausdehnen, wenn man losläßt. Man macht sie sodann zu Puppen, da ein jedes Bandelier oder jede Schnur an der einen Schleife genommen und zusammen gerollt wird, so daß immer ein Blatt auf das andere kommt und ein jedes die Spitze oben und den Stiel unten hin

keh-

kehret; hierauf wird es mit einem Blatt umwickelt und das Ende untergesteckt.

Diese Bündchen werden in einer trocknen Kammer zusammen geschlagen und auf einen Haufen gepreßt, so daß immer die Spitzen der Puppen gegen einander, und die Stiele auch gegen einander zu liegen kommen. Um zu besorgenden Schaden zu verhüten, muß man bisweilen nachsehen, die Gebünde umkehren und etliche aus der Mitte aufmachen. In dieser Lage erhält sich der Tobak gut, behält immer seine gehörige Feuchtigkeit, wie er zum Gewicht und Verkauf recht und zur Fabrikatur dienlich ist. Je länger er so auf Haufen liegt, desto mehr wird er in seiner Güte zunehmen. Denn die Blätter behalten nicht nur ihr natürliches feines Oel und flüchtiges Salz, sondern theilen auch solches einander mit, der Tobaksgeist durchdringt die ganze Masse von Blättern und die Kruditäten oder gröbern Theile verzehren sich.

Noch besser wird die Absicht der Verbesserung des Tobaks erreicht, wenn man die Gebündchen in große Verschläge oder Fässer einpackt und fest eintritt. Je mehr Tobak auf einander gepackt ist, desto besser wird er, und wenn es auch zwölf Zentner wären. Diese Behältnisse müssen an keinem feuchten Ort, am besten auf einem luftigen Boden aufbehalten werden.

9) Herr Christ hat auch durch eine Berechnung gezeigt, wie vortheilhaft der Anbau des asiatischen Tobaks ist. Er gewann auf einem halben dortigen Morgen zwey Zentner Blätter und vier Malter Samen. Der Zentner Blätter wurde theils zu neun, theils zu acht und sechs Gulden verkauft. Nimmt man auch nur den geringsten Preis zu sechs Gulden, so bringen vier Zentner Blätter vom

Mor-

Morgen 24 Gulden. Ein Malter guter Same giebt zwölf Quart Oel, wovon das Quart vierzig Kreutzer gilt. Nimmt man auch nur zehn Quart vom Malter an, so geben vier Malter vierzig Quart, welche 26 Gulden 40 Kreutzer einbringen. Der ganze Ertrag eines Morgens ist also 50 Gulden 40 Kreutzer, welchen Ertrag auch der beste Weizen nicht giebt. Ein dortiger Morgen hält 160 Quadratruthen, die Ruthe ist aber einen Schuh und einen halben Zoll kleiner als unser rheinländisches Maaß. Ein Magdeburgischer Morgen von 180 Quadratruthen würde also 5 Zentner Blätter und 5 Malter Samen liefern, welche nach obiger Rechnung 63 Gulden, oder nach unserm Gelde 42 Thaler einbringen würden.